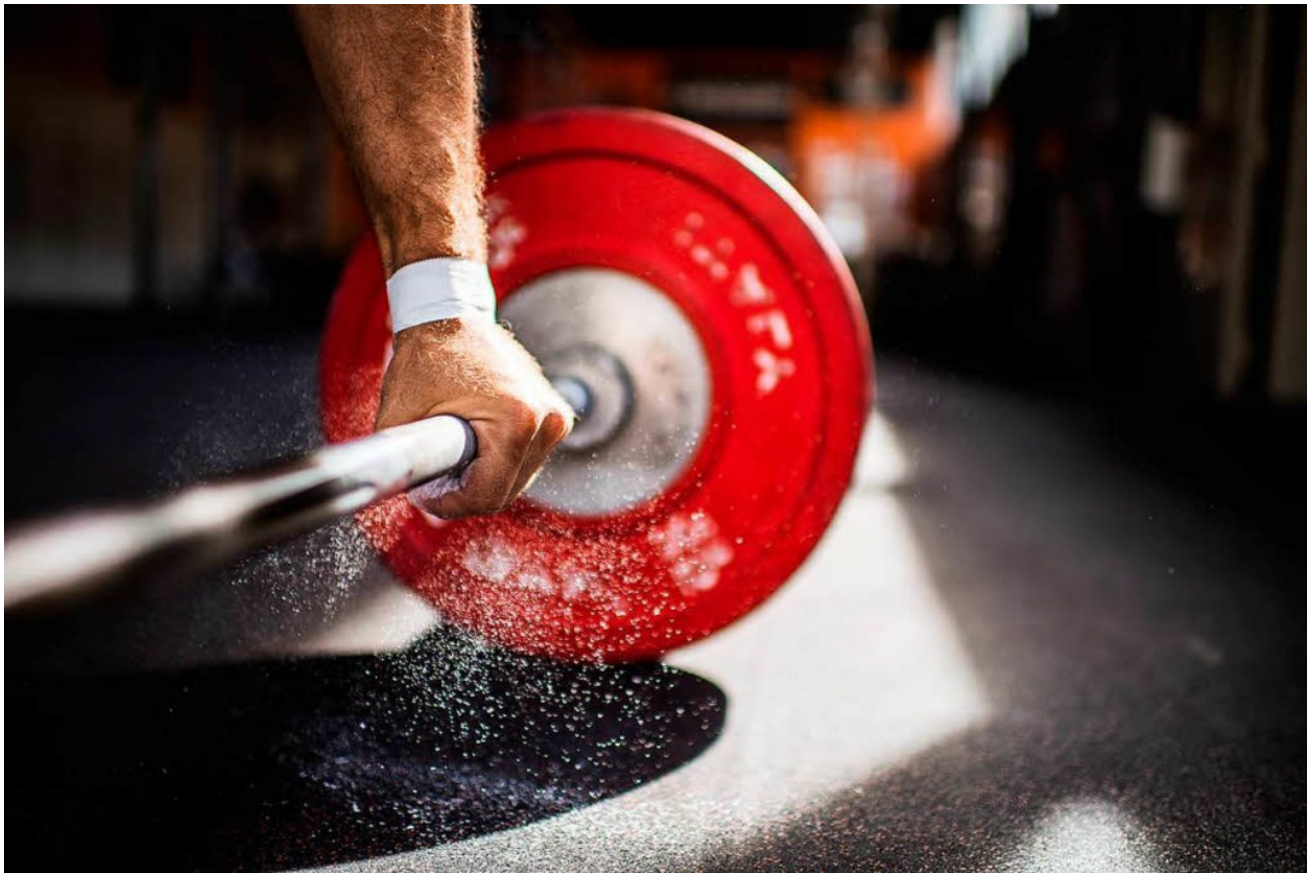
Badische Zeitung

Spitzensport

Wie mit Doping das Leben vieler Athleten auf Spiel gesetzt wurde

Von Andreas Strepenick
Sa, 25. August 2018 um 12:08 Uhr
Sportpolitik

BZ-Plus | **Im Sport behauptet man nur zu gern, dass der Zweck nicht jedes Mittel heiligen darf. Ein Blick in die Abgründe des Spitzensports - und in die Geschichte der Freiburger Sportmedizin.**



Viele Ex-Athleten zahlen später den Preis für ihre Leistung. Sie erkranken schwer, manche sterben früh. War es das wert? Foto: -

Alwin Wagner war Diskuswerfer. Er gehörte zu den Besten in der Bundesrepublik Deutschland. Er liebte seinen Sport, und er liebte sein Land. Er glaubte seinen Trainern und vertraute den Versprechungen, die ihm dieses Land machte. Der groß gewachsene Leichtathlet, ein Hüne, wuchs hinein in eine Zeit, in der sein Sport noch etwas galt und er als Held und Vorbild dienen konnte, solange er nur tat, was von ihm erwartet wurde und er die Leistung brachte, die man von ihm verlangte. Um jeden Preis.

Heute ist Wagner 67 Jahre alt, und er zahlt den Preis. Er bekam Darmkrebs und Blasenkrebs, wurde elfmal operiert. Die Liste seiner Erkrankungen ist nun so lang wie die Liste seiner damaligen Erfolge. Er hat seinen Körper zerstört, und er weiß heute, dass der Sport das nicht wert war. Er schluckte Anabolika und ließ sich spritzen mit Substanzen und Medikamenten, von denen er bis heute nicht weiß, wie sie eigentlich heißen und was sie bewirken. Wagner ist davon überzeugt, dass Doping ihn krank gemacht hat.

Er erinnert sich noch sehr gut daran, wie alles begann, wie er im Jahr 1977 nach Freiburg fuhr und sich in die Hände der Sportmediziner an der Universitätsklinik begab. Professor Armin Klümper, berichtete er der Süddeutschen Zeitung, habe ihm eine Spritze "inne Arschbacke" injiziert, und als Wagner fragte, was denn drin sei in der Spritze, habe Klümper nur geantwortet: "Junge, du brauchst Dir keine Gedanken zu machen. Ich will nur das Beste."

Wagner beschwerte sich schon 1981 bei Funktionären

Der Arzt wollte das Beste, und Wagner wollte der Beste sein. Damit er noch besser wurde, verschrieben Klümper und seine Assistenten dem Diskuswerfer über Jahre hinweg Anabolika: Dianabol, Fortabol, Megagrisevit. Dass der deutsche Sport die Einnahme von Anabolika zur Steigerung der Leistung schon im Jahr 1977 verboten hatte, wusste Wagner natürlich. Aber er tat, was viele taten in der "Goldenen Dekade des Dopings", wie Wagner diese Zeit später nannte. Die Anabolika-Rezepte trugen den Stempel der Freiburger Universitätsklinik, wer wollte da zweifeln? Kritische Mediziner warnten schon damals, dass die Einnahme solcher Substanzen noch Jahrzehnte später Krebs auslösen kann in den Körpern der Athleten. Aber wer hörte auf die Warnungen, was später geschehen könne, wenn er nur jetzt die Chance hatte, sich für Weltmeisterschaften zu qualifizieren, Gold zu gewinnen bei Olympischen Spielen?

Das Erstaunliche an Wagners Biografie ist heute nicht, dass er damals dopte, denn das mussten viele, die es zu etwas bringen wollten im Spitzensport. Erst im vergangenen Jahr bekannten sich 31 weitere Leichtathleten aus der ehemaligen BRD zu ihrer Doping-Karriere. Die meisten von ihnen hat Klümper gedopt. Das Erstaunliche an Alwin Wagner ist die Tatsache, dass er zwar tat, wie ihm geheißen – dass er aber zugleich immer wieder aufbegehrte. Schon 1981 beschwerte er sich bei Funktionären: "Wir müssen immer mehr Pillen schlucken, um die Norm für die internationalen Meisterschaften zu erfüllen." Wagner wandte sich an die Spitzen des westdeutschen Sports.

Er glaubte, er müsse sie informieren über das, was da geschah. Was er nicht ahnte: Sie wussten es längst, und sie billigten es – wenn sie die Doping-Offensive des westdeutschen Sports nicht sogar mit initiiert hatten. Diesen Eindruck musste der Diskuswerfer jedenfalls gewinnen, denn seine Proteste liefen ins Leere. Briefe blieben unbeantwortet. Er rannte an gegen eine Wand des Schweigens. Je lauter Wagner aufbegehrte, desto stärker wurde er gemobbt.

Teamkameraden schnitten ihn, Trainer schlugen ihn nicht mehr für Wettkämpfe vor. "Ich fiel nach und nach in Ungnade", erzählte er dem Spiegel. Bis heute gilt er vielen im deutschen Sport als Nestbeschmutzer, und bis heute wundert er sich, warum die große Zeit des Dopings merkwürdig unaufgeklärt blieb. Es gebe genügend Gründe, sie endlich aufzuarbeiten, sagt Wagner: "Ich habe zu viele Tote erlebt, ehemalige Kollegen. Die bekamen Leberkrebs oder Lymphdrüsenkrebs oder fielen einfach tot um."

In öffentlichen Reden wird die Moral bis heute hoch gehalten

Wie ist das also mit der "Leistung um jeden Preis"? Es ist ein bisschen merkwürdig, denn eigentlich gibt es das doch gar nicht, damals nicht und heute nicht. Im Sport behauptet man nur zu gern, dass der Zweck nicht jedes Mittel heiligen darf. Die Gesundheit der Athleten dürfe nicht für die Devise "Sieg um jeden Preis" aufs Spiel gesetzt werden, mahnte schon Professor Herbert Reindell, der Nestor der Freiburger Sportmedizin, beim Kongress des Deutschen Sportärztebunds im Oktober 1976 in Freiburg. Doch dem alten Reindell war die Macht damals längst entglitten. Seine Schüler Joseph Keul und Armin Klümper hörten nicht mehr auf ihn. In den öffentlichen Reden wird die Moral bis heute hoch gehalten. "Es gibt Wichtigeres als Medaillen um jeden Preis", erklärte fast genau vier Jahrzehnte nach Reindell Alfons Hörmann, der Präsident des Deutschen Olympischen Sportbunds, im Vorfeld der Sommerspiele von Rio de Janeiro 2016.

Anstand, Fairplay, Ehrlichkeit – an all das mochten Reindell und Hörmann gedacht haben, als sie dem nackten Leistungsgedanken eine Absage erteilen wollten. An all das dachten auch die rund 40 Besucherinnen und Besucher

eines bemerkenswerten Abends in Freiburg. Im Historischen Peterhofkeller der Universität hatte die kleine, aber innovative "Thales-Akademie für Wirtschaft und Philosophie" ihre Gäste versammelt, um einmal grundsätzlich nachzudenken über "Leistung um jeden Preis". Sie lud den Sportphilosophen Timo Stiller ein, über einen "Grundkonflikt" zu sprechen, der im Spitzensport ebenso existiere wie in der Wirtschaft.

Den Part des Wirtschaftsfachmanns übernahm Jörn Schinzler, ein Unternehmer, der sich gerade einen Namen macht mit einer Idee, wie sich die Pflege von Menschen weniger leistungsorientiert gestalten ließe. In weite Felder stieß Philippe Merz, der Geschäftsführer der Thales-Akademie, an diesem Abend vor. Er unterzog die "Leistungslogik und Zweckorientierung" im Sport wie in der Wirtschaft einer kritischen Prüfung. "Vielleicht gibt es ja Preise, die wir nicht mehr zahlen sollten, um Leistung zu erbringen", sagte Merz: "Zum Beispiel dann, wenn ich Teamkollegen nur noch als Konkurrenten betrachte und nicht mehr als Mitspieler. Wenn ich die Doping-Regeln missachte. Vielleicht, wenn ich als Unternehmer nur noch daran denke, wie ich die Leistung meiner Mitarbeiter optimiere. Wenn Menschen in den Burnout getrieben werden."

Der Zweck des Sieges dürfe nicht jedes Mittel heiligen, erklärte Sportphilosoph Stiller. Überhaupt sei der Sinn des Sports nicht der Sieg. Der Sinn des Sports sei die Begegnung mit sich selbst, sei das Tun an sich. "Leistungen, die wir als sinnvoll erachten, erfüllen uns mit Freude." Der Sinn des Spiels sei das Spiel, und nicht das Ergebnis am Ende. Selbst Fußballprofis versuchten mittlerweile, sich auf den eigentlichen Sinn ihres Sports zurückzubesinnen und zu spielen, um zu spielen – auch deshalb, weil sie nur dann wirklich gut sein können, wenn sie alle Zwänge ausblenden. Stiller entwarf das Bild eines Sports, in dem Zweckrationalität keinen Platz mehr hat – ein Idealbild natürlich, aber das darf ein Philosoph. Wenn es nicht mehr um das Ergebnis gehe, sondern um das Wie; wenn es gelänge, sich auf den eigentlichen Sinn des Sports zurückzubesinnen, dann dürfte eigentlich auch kein Platz mehr sein für Doping, Wettbetrug und andere Manipulationen, von denen der Weltsport durchseucht ist.

Gewinn maximieren und Kosten decken

Es war nicht ganz leicht an dem Abend, eine Brücke zu bauen zur Welt der Wirtschaft und der Arbeit, mit der die Thales-Akademie sich ja normalerweise beschäftigt. Jörn Schinzler, der Freiburger Pflege-Experte, übernahm diesen Part, und er erkannte eine ganze Reihe von Analogien. "Auch in der Pflege geht es häufig um Leistung und Zweckrationalität", erklärte er: "Zum Beispiel möglichst schnell vielen Menschen Stützstrümpfe anzuziehen oder Medikamente zu verabreichen."

In einem Pflegedienst, berichtete Schinzler, hätten die Angestellten ihren Arbeitsalltag bitter charakterisiert mit dem Wort "Joggingrunde". Im Jahr 2016 habe er eine Idee aus den Niederlanden übernommen und in Freiburg die "Ich&Du-Pflege GmbH" gegründet. In ihr versuche man, Leistungsdruck und Kostenoptimierung aus der häuslichen Pflege weitgehend zu verbannen und menschenwürdige Pflege zu ermöglichen. "Auch Schinzler ist auf einem wettbewerbsorientierten Markt unterwegs", erläuterte Merz von der Thales-Akademie. "Aber Leistung ist dort nur ein Aspekt."

Die Idee der "Ich&Du-Pflege" besteht darin, die Verwaltung so schlank wie irgend möglich zu machen, das Selbstbewusstsein und die Eigeninitiative der Pflegekräfte zu stärken "und ihnen Verantwortung zurückzugeben", wie Schinzler sagte. In den großen Organisationen sei Leistung häufig das Ziel. Es gehe darum, Gewinn zu maximieren und Kosten zu decken. Das sei typisch für eine Leistungsgesellschaft wie die deutsche. Sein Unternehmen hingegen versuche, sich von dem Zwang zu befreien. "Wir sagen: Das Wirtschaftliche ist kein Ziel. Es ist eine Überlebensnotwendigkeit. Das Ziel ist eine bessere Pflege, ist Zufriedenheit, sind zufriedene Patienten und Mitarbeiter."

Wagner hat seinem Leben einen neuen Sinn gegeben

Den Vorträgen der Experten folgte eine angeregte Diskussion. Ein Gast fragte: "Wie will man denn im kommerziellen Spitzensport überhaupt noch die Schraube zurückdrehen?" Philosoph Stiller antwortete: "Im Sport

ist der Prozess des Zustandekommens ein ganz wichtiger. Je mehr ich mich auf das Ergebnis, den Zweck fokussiere, desto mehr tritt der Prozess in den Hintergrund." Merz von der Thales-Akademie erklärte: "Auch im Sport hat jeder einzelne Sportler die Chance, Sinn für sich selbst zu finden und für sich selbst zu erfahren. Einer Pflegekraft ergeht das ganz ähnlich. Wenn sie morgens einen Plan bekommt mit 30 Punkten und die dann abarbeiten muss, hat sie wenig Chancen, selbst Sinn zu finden und zu erfahren."

Der ehemalige Diskuswerfer Alwin Wagner hat seinem Leben einen neuen Sinn gegeben. Er erzählt daraus. Er berichtet darüber, wie er verführt wurde, über all die Lügen, die es doch angeblich nie gab im Sport. Er berät junge Athletinnen und Athleten, wie sie den Verlockungen widerstehen können. Wagner lebt noch, und er hat sein Leben geordnet. Andere hatten weniger Glück, überall in der Welt. Der italienische Radprofi Marco Pantani, in seinem Sport ein Held, aber ebenfalls ein Doper, wurde im Jahr 2004 mit einer Überdosis Kokain in einem Hotelzimmer tot aufgefunden. Mord? Selbstmord? Das ist bis heute unklar.

Florence Griffith-Joyner, eine US-amerikanische Top-Leichtathletin, starb 1998 im Alter von 38 Jahren unter ungeklärten Umständen – Folge ihres Anabolika-Konsums, wie Fachleute glauben? Der deutsche Radrennfahrer Gerd Audehm, womöglich schon zu DDR-Zeiten als Kind gedopt und später beim Doping-Rennstall Telekom unter Vertrag, brach zwei Jahre nach seinem Karriereende zusammen. Das Herzkammerflimmern am 8. Juli 2000 war eine Spätfolge des Medikamentenkonsums, vermutet der Heidelberger Anti-Doping-Experte Werner Franke. Aber er kann das nicht beweisen. Audehm fiel ins Koma, sein Hirn nahm Schaden. Er ist heute schwerst pflegebedürftig. Im deutschen Spitzensport erinnert sich kaum noch einer an ihn.